4314 16.09.1930 Di

A V: Ehezwistigkeiten

REVR. 30

Ubreißkalender

Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich auf ihrer Hochzeit. Ein hübsches Paar. Er war durch alle die Eigenschaften ausgezeichnet, von denen man annimmt, daß sie vom Vater stammen: „die Statur, des Lebens ernstes Führen", mit einem Einschlag gutmütigen Humors und sanfter Skepsis, wie sie der Jugend von heute so reizend zu Gesicht steht.

Sie, die Ghitta, ganz „die Frohnatur und Lust zu fabulieren". In der ganzen Stadt bekannt wegen ihres schönen Ganges. (So sagt man, wenn man nicht von den Beinen reden will.) Sogar ältere Herren, um nicht zu sagen alte Herren, fühlten sich durch solchen Gang im Innersten getroffen und gingen straßenweit hinter Ghitta her, als sie noch ihre beiden dicken, blonden Zöpfe den Rücken herunter trug. Ich kannte sie schon lang. Schon als ihr Kindermädchen sie noch auf dem Arm trug, war ich ihr vorgestellt worden. Ich hatte mein bestrickendstes Lächeln an sie verschwendet und die Kätty hatte sie sanft gerüttelt und gemahnt: „Gud so, Monny. — Da so gud, Monny. — So sche' gud, Monny!" Aber die kleine Ghitta hatte ein mörderisches Gebrüll aufgeschlagen und sich strampelnd und mit abgewandtem Gesicht der Bonne an den Hals geworfen.

Wir wurden trotzdem später gute Freunde und ich war, wie gesagt, auf ihrer Hochzeit gewesen.

Nun begegnete sie mir in Mondorf in der Nähe der Orangerie, auf dem Pfad, der von einer Holzbrücke zur andern durch französisches Gebiet führt.

„Na, junge Frau, wie geht's?"

„Schlecht, Monny."

Sie lächelte mild dabei. Also war es ihr bitter Ernst.

„Wieso schlecht? Klappt etwas nicht im Haushalt?"

Sie zog ein Schmollmündchen, ihre Lippen zuckten leise und sie sah von mir weg.

„Wo ist Er?"

„In Lüttich auf der Ausstellung." Und rasch die Erklärung, zur Abschwächung der bösen Wirkung: „Er hat dort jetzt viel zu tun."

Na, ich wollte nicht weiter indiskret sein. Ich suchte nach einem andern Gesprächsthema, eingedenk der dämlichen Rolle, die bei Zwistigkeiten dieser Art der Dritte nicht selten spielt. Aber als wir eine Weile schweigend so weiter gegangen waren, brach ihr plötzlich ein herzhafter Schluchzer aus der Kehle, und als ich stehen blieb und sie fragend anblickte, stieß sie in einem fort der Bock und sie brachte nur stückweise heraus:

„Und ich behandle ihn doch so gut!"

„Was!" rief ich, bis ins Mark erschrocken. „Was, du behandelst deinen Mann."

Das Erstaunen über meinen Schreck wischte jedes Leid aus ihren Zügen.

„Ei, was ist denn dabei, daß ich ihn behandle!"

„Unselige! Also du behandelst deinen Mann! Ja, ist er denn krank, hat er die Grippe, ist er geistig nicht normal? Worin besteht deine Behandlung?"

Sie wurde immer verblüffter.

„Wieso, meine Behandlung! Ich behandle ihn, wie eine Frau ihren Mann eben behandeln soll . . . . . ."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel . . . was soll ich sagen? Also zum Beispiel: Er vergißt regelmäßig, wenn er schlafen geht, in seinem Zimmer das Licht auszuknipsen. Ein paarmal, wenn ich es zufällig merkte, drehte ich es selber aus. Als es aber zu oft passierte . . . ."

„Aha!"

„Wieso, aha?"

„Bitte, fahr fort."

„Als es also fast jeden Abend passierte, da weckte ich ihn und sagte: Emil, du hast dein Licht brennen lassen. — Dreh es aus, sagte er das erste Mal. Das zweite Mal sagte er: Laß mir meine Ruh! . . . ."

„Und das dritte Mal sagte er: Steig mir den Buckel hinauf mit deinem Licht! Und recht hatte er."

„Aber ich bitte dich, wo wir doch immer die hohen Elektrizitätsrechnungen hatten!"

„Komm, sei vernünftig! Du willst deinen Mann behandeln, damit meinst du, merke ich, du willst ihn erziehen. Gib das auf. Wir wollen nicht behandelt sein, und für Pädagoginnen seid Ihr uns viel zu schade."

Sie versank in Nachdenken. Aber wenn sie es nicht von selber lernt, ist alles Predigen umsunst.

Marabi 16. 9. 1930